

Nr. 67. Bromberg, den 30. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(13. Fortsetzung.

Aber Fräulein Haffkamp würde schon zur Ruhe kommen, darum war keine Sorge nötig. Vorläufig machte sie gleich die Haustür auf in dem wirklich ganz allerliebsten kleinen Vogelhaus, sobald sie nur in ihrem Zimmer war. Und sie sagte, mit dem Kopf nickend, und als spräche sie zu einem kleinen Kind: „Du mußt nicht denken, Piep, daß du nun Tag und Nacht im Gefängnis sitzen sollst hier bei mir! Du kannst aus und ein fliegen, wann und soviel du willst. Und wenn du hier und da mal einen kleinen Klex hinsetzt, das macht gar nichts. Du hast es nicht besser gelernt, und die Tante Tesche macht alles wieder sauber."

Aber das war Piep ganz einerlei. Einstweilen machte er von der Freiheit keinen Gebrauch. Er kroch in die äußerste Ecke seines geräumigen Häuschens und drückte ein deutliches Mißtrauensvotum aus.

Die Augen von Tante Tesche schwammen vor Liebe und Erbarmen. Gar zu gern hätte sie den kleinen, zitternden Vogel zwischen ihre Hände genommen, ihn an der Backe hergestrichen und behaucht, aber das Erbarmen siegte, und das einzig Richtige geschah. Das Licht wurde ausgemacht, noch eine kleine Weile mit klopfendem Herzen gehorcht, und dann wurde die Tür sachte wieder ins Schloß gedrückt.

Und als Fräulein Haffkamp wieder zu den andern in den „Saal" trat, kam sie sich trotz eines einstweiligen grenzenlosen Mitleids vor wie eine heimliche Königin.

„Das vergess' ich dir nicht," sagte sie zu Hete, als sie sie einen Augenblick allein hatte. „Wir zwei, mein Piep und ich, wir nähen nachher dein Brauthemd. Stich um Stich will ich es mit der Hand aus Seidenbatist nähen, da kommt mir keine Maschine daran. Und der kleine Gelbe soll mich bei fröhlichen Gedanken halten dazu. Singt er denn auch, Hete?"

„Ganz allerliebst, Tante Tesche. So hell und klar und gar nicht schrill. Ich habe noch nie einen Kanarienvogel so weich und rein singen hören. Manche tun doch weh in den Ohren. Du sollst mal sehen, was du für Freude haben wirst! Ich muß manchmal eine Weile bei euch sitzen, wenn ihr das Hemd näht."

„Das ist doch gewiß, daß du bei uns sitzen sollst", sagte die Tante, ganz selig über das Zukunftsbild. „Und du wirst es erleben, Hetekind, die rostige Angel hör' ich nachher gar nicht mehr. So ein lüttjes, lüttjes Leben und singt und singt. Ich will mich doch nicht beschämen lassen."

Sie war so fröhlich den ganzen Abend, die alte Dame, wie sie vielleicht in ihrem Leben noch nicht gewesen war.

Selbst als Claudius Theodor Kolck sagte: „Wenn wir nun Weihnachtslieder singen alle miteinander, müßte doch eigentlich auch Tante Tesches Vogel dabei sein und mitsingen!", gab sie ruhig und freundlich Antwort: „Ich hab' ihn schon zu Bett gebracht und sing' nun für ihn mit."

Und das sagte sie nicht nur, das tat sie auch. Sie begann mit so fester, wenn auch dünner Stimme: „O du fröhliche — —" zu singen, daß alles baß verwundert war. Man saß im Kreis rings um den Baum und sang alle Weihnachtslieder mit allen Versen herunter.

Auch Krog, der erste Verkäufer, der keinen Anschluß mehr bekam bis Lügum, wo er zu Hause war, sang kräftig mit. Und die beiden Mädchen, die ab- und zugingen — Lene von der Brückenstraße half ein bißchen mit —, mußten auch immer wieder mit einstimmen. Kolck ermunterte sie dazu. Und als sie wieder unter sich waren, sagte er: „Das merkt euch nur, ihr Grünzeug: Kann man sich Dienstleute halten, soll man sie gut und warm halten. Sie brüten mit über dem eigenen Nest, war ein Wort von meinem Vater, und die Eier werden kalt, wenn man sie zu häufig wechselt."

„Ja", sagte Dorette ernst, „da ist viel Wahres daran. Wir wollen Treue und Gehorsam haben, und die kann man mit Geld allein nicht einfordern. Man muß schon ein freundliches Wort dazulegen und kann auch gerne mal die kleine Kammertür aufmachen, wenn Not am Mann ist. Die Rollen könnten ja auch umgekehrt verteilt sein."

„Das weiß ich gewiß", sagte Hedwig leise zu Franz, „auf deine Mutter wirst du eines Tages eifersüchtig werden. Wenn sie ein Mann wäre, hätte ich sie glatt vorgezogen." Franz lachte laut und fröhlich auf, und Vater Kolck drohte mit dem Finger.

Aber da sagte Franz: „Du hast dich verrechnet, alter Herr!" Und er wiederholte, was seine Braut ihm zugeflüstert hatte. Es war zu laut, als daß alle achtgegeben hätten, und die beiden Frauen, Schwiegermutter und Schwiegertochter, konnten sich einmal wieder im Blick umfangen.

Derweilen sagte Frau Schwansen in Kätes Ohr: „Mach nebenan mal die Fenster auf, Mädchen, und zieh die Portieren etwas weiter zurück, man kann die Luft hier ja bald schneiden. Immer und immer die Raucherei, das kann das Mannsvolk doch nicht lassen. Nun hat man all die Plagerei gehabt, und die rauchen einem alle Gardinen wieder gelb."

Käte stand auf. Aber sie sah zu Hedwigs Schwiegermutter hinüber und dachte: Auch mal in so eine kleine Kammertür zu kriechen! Ohne Gardinen.

„Soll denn nicht getanzt werden?" fragte sie, als sie wieder eintrat.

„Natürlich", sagte Vater Kolck, statt die Antwort seiner Schwiegerschwester abzuwarten, stand auf und trat auch gleich auf Käte zu. „Je jünger, je besser", sagte er. „Komm, Käte, wir wollen den Reigen gleich mal beginnen. Die andern müssen dann sehen, wie und wo sie Platz kriegen."

Es wurde aber nicht recht was mit der Tanzerei. Es war zu voll gestellt und auch nicht genug paßpaariges Jungvolk. Man einigte sich bald auf Pfänderspiele, und die wurden eine ganze Weile bei bester Laune durchgehalten. Besonders Henny wußte unglaubliche Dinge anzugeben und hatte so humorvolle und kasperhafte Einfälle, daß Tränen gelacht wurden. Bis vier Uhr morgens wurde durchgehalten, und nicht der kleinste Zwischenfall hatte eine Trübung gebracht. Man veranstaltete zum Schluß sogar noch eine Schneeballschlacht auf dem Markt, und J. P. schloß dann die Haustür ab, daß man selbst aus dem Drehen des Schlüssels im Schloß noch sein Wohlgefallen hören konnte.

Als Nikoline dann aber zu ihren drei Töchtern meinte, sie wollten nun man schnell noch das Gröbste selbst beiseiteschaffen und wenigstens sorgen, daß alles Glas- und Kristallwerk wieder an Ort und Stelle kam, da stellten ihre drei Töchter sich zum ersten Male gemeinsam auf die Hinterbeine und kriegten den Vater mit auf ihre Seite.

„Das kann ich euch nicht verdenken, Deerns," sagte er, „und wenn der ganze Kram morgen als Schutt und Asche in den Müllkasten müßte."

Und er litt auch nicht, daß seine Frau sich noch allein hinein verbiß. „Nun komm man," sagte er mit seinem kleinen, ganz gemütlich gebliebenen Schwips, „nun wollen wir uns in Morpheus' Armen legen, und dem kannst du vorsappeln, was du willst, der kümmert sich 'n Dreck darum."

Nikoline blieb auch friedlich. Wie sollte sie nicht! Es war unbestritten ein großer Tag im Hause Schwansen. —

*

Hedwig war der Verlobungstag nicht sonderlich bekommen. Sie war zwar gleich in Schlaf gefallen nach Schluß der Feier, wie ein Stück Blei, aber am ersten Weihnachtstag hatte sie die ersten regelrechten Kopfschmerzen ihres Lebens. Sie sagte zu Käte: „Mag der Himmel wissen, was das mit meinem Kopf ist! Ich habe ein Gefühl, als müßte er mir auseinanderplatzen. Und reck' ich mich auf und bieg' ihn nach hinten, denk' ich, er müßte gleich unten liegen. Wenn ich bloß wüßte, wo ich das herhabe. Gegessen und getrunken habe ich furchtbar wenig."

„Na," sagte Käte, „ich weiß es um so besser, wo du es herhast. Ich hab' nur immer gedacht, wann sie wohl rumfliegt! Da saß ja kein Sinn und kein Verstand mehr darin, wie du es gestern getrieben hast! Komm, Hete, es sind ja noch bald zwei Stunden bis zur Kirchzeit, leg dich noch mal 'ne halbe Stunde hin! Ich hol' dir fix was aus der Apotheke. Ich sag', du hättest 'n Kater."

Aber da klopfte Franz auch schon.

Frisch und blank wie die Wintersonne stand er da, als sei er um zehn Uhr ins Bett gekommen und habe sich einen Tag jünger statt älter geschlafen. „Eine Luft ist es," sagte er nach der Begrüßung, „eigens für Brautleute gemacht. Das soll Petrus angestrichen kriegen. Aber wie siehst du denn nur aus, mein Schatz? Kater kennen wir doch nicht!"

„Mit Fug und Recht nicht," sagte Hedwig und ging tapfer gegen das Rumoren an. „Ich hab' früher mal gesagt, Kopfschmerzen, wie die wohl gemacht würden! Nun hab' ich die Strafe. Ich hab' es gestern doch wohl ein bißchen übertrieben."

„Wenn du das nur einsiehst," sagte Franz. „Komm, Lieb, jetzt gehen wir zwei beide in aller Gemütlichkeit noch mal bis an die Waldschenke. Ich wette, dann ist alles wieder wie weggeblasen. So wie du gebaut bist! Und das bißchen Spießrutenlaufen, da kommen wir wohl durch, das muß ohnehin überstanden werden."

Hedwig war sofort bereit. Sie fragte nur: „Schaffen wir es auch wohl bis zur Kirchzeit?"

„Ganz manierlich," sagte Franz. „Ich hab' das Gesangbuch schon in der Tasche. Hier brauchen wir nicht erst wieder her. Und das hat noch doppelt sein Gutes, dann brauchen wir nicht lange Reihe zu machen."

Käte und Henny kamen bis an die Haustür mit. Sie hatten einen mächtigen Spaß und wollten sich kaputtlachen. Besonders foppten sie an Franz herum des Bibis wegen.

Unten auf dem Hausflur stellte Käte sich vor ihm auf. „So kannst du noch nicht mang die Wölfe, Franz", sagte sie. „Du hast dein Angströhr viel zu weit im Nacken sitzen. Halt mal still, ich will dich mal in Schuß bringen."

„Das könnte dir so passen," sagte Franz und bog den Kopf zurück. „Wer weiß, was du mir untern Hut setzen willst! Sieh du dir die Bescherung mal an, Hete!"

Hedwig nahm feierlich die Front ab und sagte: „Ja, der Hut muß mehr nach vorn." Und damit fing sie auch schon an, den Turm zurechtzurücken.

Aber soviel die Braut auch setzte und versuchte, der etwas verwegene Platz mußte beibehalten werden. Einen Zylinderkopf hatte ihr Franz nicht.

„Ich habe Hörner," sagte er entschuldigend. „Der Vorderkopf ist zu dick."

Ja, der Vorderkopf war zu dick. Das fiel sonst aber gar nicht auf. Und wo war auch wohl alles Gute und Auserwählte beisammen! Denn sonst war Franz Kolck eine Erscheinung, die sich in der allerbesten Gesellschaft sehen lassen konnte. Selbst die Lackstiefel saßen wie übergegossen.

Auch Hedwig war eine schmucke Braut. Sie hatte eine dunkelgrüne Zusammenstellung von Kleid und Jacke an, mit fest darauf gearbeitetem Kragen und Manschetten von Maulwurf, und trug einen weißen Filzhut dazu. „Glatt zum Hineinbeißen," sagte Franz.

Er hatte sich bei seiner Braut eingehängt, und die zwei hielten einen Schritt, als hätten sie dasselbe Blut.

„Geht man nicht so schnell!" rief Henny ihnen nach. „Wir jagen jetzt seitwärts aus Flurfenster, dann können wir euch noch die halbe Wilhelmstraße raufgehen sehen."

„Ja," sagte Käte, „das seid ihr uns schuldig. Ihr wißt doch, ganz frisch gebacken ist alles am schönsten."

„Ihr seid Görenkram," sagte Franz und drückte heimlich den Arm seiner Braut. Seiner offenen Art entsprechend sagte er, als sie ein bißchen weiter draußen waren: „Das größte Gör bin ich wohl immer noch selbst. Ich möchte Fenster einschlagen vor Übermut. Am liebsten fräß' ich dich überhaupt ganz auf. Bis auf einen kleinen Stummel, der dann wieder wachsen könnte."

„Was sind das nun bloß wieder für Ausdrücke!" schalt Hedwig. „Sei wenigstens heute mal ein bißchen sinnig und vernünftig! Sieh mal, wir wollen nun gleich das erstemal miteinander in die Kirche gehen."

„Oha ja", sagte Franz und machte ein Gesicht, daß Hedwig wieder lachen mußte.

Und dann sagte er fröhlich: „Henny hat mit ihrem schönen Sternersatz gestern am Tannenbaum das einzig Wahre getroffen. Ich glaube, ich komme ganz fürchterlich unter den Pantoffel. Und du kriegst die Hosenträger um."

„So soll es gar nicht sein", sagte Hedwig. „Wir wollen uns gleich von vornherein richtig einfahren. An deiner lieben Mutter habe ich den besten Lehrmeister."

„Man bloß, du darfst nicht allzu vernünftig werden", gab Franz zur Antwort. „Die paar jungen Jahre gehen hin, und tranklüterig hinterm Ofen sitzen und klugschnacken können wir noch lange genug."

Hedwig war sich selbst nicht gut um ihr Bemuttern. „Hast recht", sagte sie, erstmal wollen wir jung sein!" Sie sahen die Tannen schon vor sich liegen, und die sahen mit ihrem schweren Schneebehang so weihnachtlich und schön aus, daß sie ganz entzückt hinzufügte: „Viel zu voll füllt der Herrgott uns die Hände. Nun sieh dir doch bloß diese Pracht an! Kann es einem nicht weh tun in der Brust vor lauter Dankbarkeit, daß man lebt!"

Weh tat es Franz nicht, aber dankbar war er dem Herrgott auch. Und in echtem, heißem Glücksgefühl sagte er: „Du kannst nachher mit mir machen, was du willst, Hete. Und wenn du dir einen Fußschemel aus mir machst!"

Hete sah sich um. Sie waren allein. „Du lieber Mensch", sagte sie und legte ihm ihre Lippen auf den Mund.

Dann mußten sie langsam kehrtmachen.

Die Kopfschmerzen waren verschwunden, und bei bester festlicher Stimmung wurden Pläne geschmiedet. Sie waren eben bei einem neuen Taubenschlag — Franz war Züchter —, und Hedwig meinte: „Der Auslauf ist nicht breit genug. Es sieht zu hübsch aus, wenn recht viele auf dem Gitterwerk vor ihrer Haustür stehen und scharwenzeln können. Daran kann ich mich nicht satt sehen. Ich kann mir auch keinen Vogel denken, der mir lieber wäre als die Taube. Dieses Genicke und Begrüßen vor dem Schnäbeln! Den ganzen Tag könnte ich stehen und ihnen zugucken, wenn ich die Zeit dazu hätte. Ich freue mich schon, daß das mein eigenes Stübchen wird da oben nach dem Garten zu mit dem Balkon, da habe ich das ganze liebe, zierliche Federvolk vor mir."

Bevor Franz darauf eingehen konnte, kam ein einfaches altes Ehepaar auf das Brautpaar zu. Jürgen Jaspersen mit seiner Frau. Frau Jaspersen hatte in jüngeren Jahren lange Zeit bei Kolcks gewaschen. Dann brachten die beiden Alten ihre Glückwünsche dar.

„De lütt Franz hett fröher inne Waschkök bi mi umme Ballje speelt", sagte die Frau zur Braut. „He harr rech so'n besinnern Kopp un drück banni rum, bett man Antwort freeg. Rech so kott un dick weer he, un nu is he so'n stootschen Kerl worrn."

Hedwig lachte hellauf und hatte Wasser auf ihrer Mühle, als sie sich von den beiden Alten getrennt hatten.

Sie blieben am Necken und hatten die Stadt so schnell erreicht, daß sie nicht wußten, wo ihnen bei Lachen und Scherz der Weg geblieben war.

Der Kirchgang war dann hernach um so feierlicher.

Es waren noch vier Brautpaare in der Stadt, und alle waren sie mit ihren Angehörigen in der Kirche, aber die meiste Aufmerksamkeit galt dem Kolckschen Stuhl.

Überhaupt, wenn nachher zu Hause jemand gefragt hätte nach dem Inhalt der Predigt, hätte wohl nur vereinzelt jemand etwas von Kern und Sinn anzugeben gewußt, aber was die vier Bräute angehabt hatten, die in der Kirche waren, das wußten wohl die meisten. Wenigstens die weiblichen Wesen.

„Hilde Thorssen is wohl nicht recht klug, zu ihrem blassen Gesicht den grasgrünen Hut aufzusetzen", sagte Frau Schwansen. „Und der Anzug vom Bräutigam sah aus, als wenn er fertig von der Stange gekauft wäre."

Hedwig gab keine Antwort darauf. „Es kommt wohl gar schon Besuch", sagte sie. „Da sind fremde Stimmen auf der Treppe. Das wird nun wohl so dranbleiben. Ich will nur erst mal ablegen und mich fertig machen."

„Ja", sagte Frau Schwansen. „Und tu das Armband von Franz man um und steck den Ring an. Nun können die Leute auch sehen, was du hast. Und Kolcks könnten es sonst auch übelnehmen."

„Ja, Mutter", sagte Hedwig und zog die Tür zu.

Sie spürte wieder ein leichtes Hämmern in den Schläfen und sah zuerst in den Spiegel und fand sich blaß.

Sie versetzte sich in die Kirche zurück. Wie merkwürdig waren die Worte von dem alten Propst Hellge über die Kanzel herab und ins Stuhlfenster gestiegen!

Der ehrwürdige Geistliche sprach so schlicht und einfach weg und nicht etwa, wenn er mehr wüßte als die andern,

oder als wenn er sich mit guten Ratschlägen andrängen wollte. Er sprach, als nähme er sich mit der schon etwas beschlagenen Stimme jedes Wort warm und ausgereift vom Herzen weg.

Hedwig stand zwischen ihrem Hantieren still und hörte beinahe noch wörtlich: „Nehmen wir einmal an, es wäre nicht bald zweitausend Jahre her, seit Jesus Christus auf die Welt kam. Nehmen wir an, es sei erst gestern abend gewesen, und die Krippe stünde hier mitten unter uns. Wie würden wir uns wohl zusammenreißen und uns im Ernst darauf besinnen, wo wir sind!

Liebe Gemeinde, was Gottes Haus ist, das wird uns gar nicht mehr klar, das ist das Betrübliche. Wir setzen uns hierher, lassen die Orgel spielen, nehmen die Bibel zur Hand und denken an das festliche Mittagessen, das unser wartet.

Und doch, Schwestern und Brüder, ist es nicht ganz eigenartig, was für Kraft in diesen paar Dezembertagen steckt, und wie freudig wir uns immer wieder hinnehmen lassen von der Wundermär!

Wir wollen uns das Fünkchen doch nicht auslöschen lassen, das noch in uns glimmt, und wollen versuchen, uns eine schöne, inwendige Herdflamme daraus zu machen. Ein bißchen Wärme und guten Willen in allen Stücken und ein bißchen mehr Hand in Hand gehen!

Es ist ein so wunderschönes Wort: Friede auf Erden! Aber es ist auch nur mehr ein Wort. Wollen wir nicht versuchen, jeder Kopf und Mann Schritt für Schritt wieder mehr daraus zu machen?

Ich dachte vor allen Dingen an die jungen Menschen, die einander mit Vorliebe an Festen die Hände reichen und sich zusammenschließen wollen zu einem Bund fürs Leben. Ihr jungen Mädchen und jungen Männer, seid dessen eingedenk, daß ihr am Anfang eures eigentlichen Weges und eurer Berufung steht! Habt in erster Linie Achtung vor einander und werdet euch eurer Verantwortung vor Gott und euren Mitmenschen bewußt. Ihr müßt euch auf mehr prüfen als auf Herz und Nieren, wie man das so sagt; prüft euch auf gleiche Fahrtrichtung, denn von euch aus soll die Saat uns reifen für einen neuen Aufstieg." —

Hedwig liebte und verehrte den weißhaarigen Mann, der sie eingesegnet hatte und von dem ihr mancher Satz verblieben war. Sie mußte ihn sich vorstellen, wie er mit Vorliebe mit den Händen auf dem Rücken vor den Bankreihen auf und ab gegangen war, und wie er einmal stehenblieb, die Hände langsam herumnahm, sie faltete und voll Milde und väterlicher Güte fragte: „Hört ihr auch wohl alle zu? Seid ihr bei der Sache? Kinder, wenn ihr wüßtet, was ein alter Mann weiß! Man hat die kleine Ecke, die wir jetzt beackern, später im Leben so bitter nötig."

Hedwig hätte sich hinsetzen und noch manches Wort heraufholen mögen und die neuen dazulegen. Aber sie mußte sich eilen, sonst rief Mutter noch wieder.

Und da war das braune Kleid auch schon übergestreift.

(Fortsetzung folgt.)

Lawinen und ihre Gefahren.

Wenn der Föhn braust ...

In den Bergen braust der Föhn. Unter seinem heißen Atem schmelzen die Schneemassen dahin. Es ist die Zeit der Lawinen gekommen, die Zeit des weißen Todes. In den Hohen Tauern hat sich ein Lawinenunglück zugetragen, das noch schwerer war, als die Katastrophe auf der Valluga im vorigen Jahr, bei dem eine Gesellschaft von Engländern und Deutschen, mit Ausnahme von zwei Personen, verschüttet wurde. Diesmal ist die Zahl der Toten noch größer. Leider war es wegen des entsetzlichen Sturmes und der damit verbundenen Lawinengefahr nicht möglich, die Rettungsarbeiten so rasch durchzuführen, daß vielleicht diesem oder jenem Überlebenden noch rechtzeitig Hilfe gebracht werden konnte.

Jahr für Jahr hält der weiße Tod in den Bergen reiche Ernte. Die Zahl der Lawinen, die im Frühjahr, im März und April, den gefährlichsten Monaten, herniedergehen, ist viel größer, als man allgemein annimmt. So wurden allein in der Schweiz im Vorjahre über 9000 Lawinen gezählt. Allerdings sind nicht alle Lawinen für den Menschen gefährlich. Es kommt auf die Entstehungsart an, ob es sich um Schleichlawinen, Schlaglawinen, Gletscherlawinen oder Staublawinen handelt. Wie schon der Name sagt, sind die ungefährlichen die Schleich- und Staublawinen. Die Schleichlawine deshalb, weil sie nur langsam vorwärts geht, und man ihr entfliehen kann. Sie werden dadurch hervorgerufen, daß die unteren Schneemassen zu schmelzen beginnen, langsam abrutschen und weitere Schneemassen mit sich reißen. Auch die Staublawinen sind nicht allzu gefährlich. Sie treten ja auch nicht zur Zeit der Schneeschmelze ein, sondern in schneereichen und sehr kalten Wintern, in denen der Schnee wie Staub von dem Sturm ins Tal gefegt wird. Diese Lawinen treten als leichtwirbelnde Wolke und als lose zusammenhängende Masse auf. Sowie die Staublawinen allerdings eine zusammenhängende Masse bilden, können sie dem Menschen gefährlich werden. Sie haben auch häufig genug Todesopfer gefordert.

Die schwersten Lawinenarten sind: Schlag- und Gletscherlawinen. Die Schlaglawinen, die auf steilen Bergen vorkommen, werden deshalb so gefährlich, weil sie mit ungeheurer Geschwindigkeit niedersausen, und der Mensch nicht mehr die Möglichkeit hat, ihnen zu entfliehen. Selbst wenn man von der Lawine selbst nicht getroffen wird, so genügt der gewaltige Luftdruck, alles in einer bestimmten Breite, die durch die Größe der Lawine bedingt ist, niederzumähen. Die Schlaglawinen führen auch gewaltige Schneemassen zu Tal, durch die Bäume entwurzelt, Häuser niedergerissen und ganze Dörfer verschüttet werden können. Noch furchtbarer sind die sogenannten Gletscherlawinen, d. h. Gletscherteile, die sich im Frühling und Sommer von dem Hauptmassiv des Gletschers ablösen und vermischt mit Schnee und Eis in die Tiefe stürzen. Jahrtausende hindurch ist der Weg der Gletscherlawinen durch ein wüstes Feld gekennzeichnet. Mannigfache Versuche hat man unternommen, Gletscherlawinen vorzubeugen. Sowie man feststellt, daß sich ein Teil des Gletschermassivs abzulösen beginnt, versucht man durch Sprengungen kleinere Teile der Gletschermassen ins Gleiten zu bringen, um vor allem den Sturz der Hauptmassen zu verhindern. Alle anderen Vorsichtsmaßnahmen, die Errichtung von Mauern, Gräben und Aufforstungen, können nur sekundärer Natur sein, weil die Gewalt der niedergehenden Massen so groß ist, daß ihr nichts standzuhalten vermag.

Gegen die anderen Lawinen kämpft man mit besserem Erfolge an, und zwar deshalb, weil in vielen Gegenden jedes Jahr und sogar fast zur selben Zeit, Lawinen an derselben Stelle niederzugehen pflegen. Da man hier den Weg der Lawine kennt, versucht man ihre Gewalt durch Errichtung von Mauerwerk, durch Brustwehren, Aufforstungen und Gräben zu brechen. Viele Millionen werden jedes Jahr für die Sicherung der bedrohten Gebiete ausgegeben, und denen, die im Sommer in die Berge reisen, sind die Sprengschüsse zur Abtragung von Überhängen, um Wege zu schaffen, auf denen man Mauern errichtet, bekannt. Die Bevölkerung der bedrohten Gebiete sucht den gewaltigen Schäden, die ihnen durch Lawinengefahr droht, dadurch zu begegnen, daß sie hohe Versicherungen abschließen. Doch reicht das alles noch nicht aus, um die eintretenden Schäden auch nur einigermaßen wieder gutzumachen, und jährlich müssen große Unterstützungen von der Regierung für die von niedergehenden Lawinen Betroffenen gezahlt werden. —

Als eine der besten Schutzmaßnahmen gegen Lawinengefahr hat sich der sogenannte Bannwald erwiesen, d. h. man nimmt die Aufforstung eines Waldes vor, in dem die Baumstämme so dicht nebeneinander stehen, daß sie vereint die Gewalt der Lawine zu brechen vermögen.

Der Wintersportler ist zur Zeit der Schneeschmelze natürlich immer der Lawinengefahr ausgesetzt; doch wird die Gefahr dadurch herabgemindert, daß der bergkundige Führer die Gegenden, in denen Lawinen niederzugehen pflegen, genau kennen und sie zu dieser Zeit meiden muß. Auch ein gut funktionierender Wetterdienst ist ein wichtiges Hilfsmittel im Kampfe gegen die Lawinengefahren. Wie das Unglück auf der Valluga im Vorjahre lehrt, besteht nicht allein im Frühjahr die Gefahr von Lawinenniedergängen, sondern auch schon vorher, wenn die Witterung verhältnismäßig warm ist, und dadurch der Schnee früher zu schmelzen beginnt. Es sei daran erinnert, daß die vorjährige Katastrophe sich am Neujahrstage abgespielt hat. Ri.

Land im Lenz.

Weiß liegt das Ufer. Wellen rollen
Von Goldglanz überschäumt zum Strand.
Beseligt trink' ich wundervollen,
Feucht-herben Atem schwarzer Schollen
Und lausche in das warme Land.

Viel tausend Wunder sind geschehen
In winddurchbrauster Frühlingszeit.
Wenn Morgennebel weiß sich blähen
Und fern im Sonnenlicht verwehen, —
O Land im Lenz, wie liegst du weit!

Hildegard Behr.

Amerikas neuestes Problem.

Von Ernst Römer.

Ort und Zeit der Handlung: eine Straßenbahn in Neu-Orleans, Anfang dieses Jahrhunderts. Der kleine deutsche Schiffsjunge hat sich eben auf der Bank im Wageninneren niedergelassen und bestaunt mit talergroßen Augen die grinsende Negerfamilie ihm gegenüber — da tippt ihm der Schaffner auf die Schulter und weist ihn weiter nach vorn. Richtig, der Raum ist ja durch Gitter über den Sitzbänken in zwei Abteilungen geteilt und die kleinere mit einem Schild beeichnete: „only for coloured people“ — nur für Farbige. —

Diese Absonderung und Zurücksetzung der Negerrasse — nicht nur auf den öffentlichen Verkehrsmitteln — hat sich in den Südstaaten der Union bis auf den heutigen Tag erhalten. Neben dem Einwanderungsproblem bereitet das Rassenproblem den Nordamerikanern reichliches Kopfzerbrechen. So scheint unter anderem der Glaube an den „melting pot“, den „Schmelztiegel“, durch den die neuen Ankömmlinge binnen kurzem amerikanisiert und eingeschmolzen würden, erschüttert zu sein.

Doch der Nordamerikaner hat noch andere Sorgen. Obwohl der Präsident Coolidge neulich erst feststellte, „daß sich das Land im Zenith seines Wohlstandes befinde, daß es das vom Glück am meisten begünstigte Volk auf Erden berge.“ Obwohl die Swift Packing,Company in Chicago (deren Mitinhaberin durch die Heirat Swifts ja die Brombergerin Claire Dux geworden ist) stündlich 750 Schweine, 400 Schafe und 100 Rinder verarbeitet. Obwohl Henry Ford jeden Tag bis 8000 Automobile herstellt. Obwohl sich die Glücklichen im Pennsylvania-Hotel leisten können mit 10 000 Insassen, 2200 Zimmern, 3340 Fernsprechern, mit eigenem Hospital und eigenen Ärzten. Oder das größte Kriegsschiff der Welt — 33 000 Tonnen groß, 270 Meter lang, mit 91 Flugzeugen und 2200 Mann Besatzung.

Ja, die Amerikaner „kontrollieren“ — eins von ihren schmissigen Wörtern — mit ihrem breit fließenden Goldstrom beinahe die ganze Welt. Da ist es denn nach Meinung des Stahlkönigs Charles M. Schwab an der Zeit, „daß der geistige und kulturelle Wohlstand Nordamerikas einer ähnlichen Entwicklung entgegengehe.“ Wie ernst dies eine gewisse Gesellschaftsschicht nimmt, darüber erzählt uns der „Manchester Guardian Weekly“, das bekannte englische Wochenblatt, folgende Geschichte:

Erscheint da eines Tages ein zorniger Ehemann vor dem Kadi und beantragt die Scheidung, weil zwischen ihm und seiner Frau gegensätzliche Auffassungen über den Gebrauch von Messer und Gabel beständen. Das ist sicher schlimm. Wir erfahren weiter, daß sich im Zusammenhang damit drüben zwei Lager gebildet haben. In dem einen verteidigt man die Ansicht: Zuerst das ganze Fleisch klein schneiden, sodann das Messer beiseite legen und nur mit der Gabel weiter essen. Über dieses Verfahren werden zunächst von der amerikanischen Presse tiefschürfende geschichtliche und kulturgeschichtliche Untersuchungen angestellt. Wie alt jener Brauch wohl sein könnte, ob er mit den Pilgervätern nach Neu-England gekommen sei und sich von dort aus weiter entwickelt habe. Man sieht sich veranlaßt, über die in Dunkel gehüllte Herkunft vieler menschlichen Gewohnheiten überhaupt zu philosophieren, entdeckt weiterhin, daß die Gabel als das feinere Tischgerät viel jüngeren Datums ist als das Messer, und stellt nebenbei fest, das Zum-Munde-führen des Messers würde von den meisten zivilisierten Völkern als unschicklich empfunden. Nun wissen wir es wenigstens auch, obwohl doch Knigge es schon vor Jahrhunderten in seinem „Umgang mit Menschen“ behauptet haben soll.

Im anderen Lager bekennt man sich zu folgendem Brauch: Nimm Messer und Gabel in die rechte bzw. linke Hand, schneide ein mundgerechtes Stück Fleisch ab, lege darauf das Messer rechts neben den Teller, wechsle die Gabel in die rechte Hand und führe das Stückchen Fleisch und andere Speisen mit der Gabel allein zum Munde. Wiederhole diese Bewegungen für jeden Bissen Fleisch. Die erwähnte englische Zeitschrift knüpft daran die Bemerkung, daß auf diese Weise ein amerikanischer Gast im englischen Klub seine Speisenfolge noch nicht halb bewältigt habe, während die Engländer bereits ungeduldig nach dem Rauchzimmer schauen. Übrigens widerspräche dies alles der weitverbreiteten Legende, daß Amerika das Land der „Hustlers“, der hastigen Esser, sei.

Nun, dem werktätigen Amerikaner — und wer wäre das drüben nicht! — kann es noch immer beim Einnehmen seiner Mittagsmahlzeit nicht schnell genug gehen. Das beweisen die Einrichtungen der Schnell-Imbisse mit dem laufenden Band, die cafeterias der Geschäftsviertel. Und der Newyorker strahlt, wenn man ihm glaubt, daß er seine beim Essen gesparten drei Minuten ganz bestimmt für seine Arbeit notwendig habe.

In jedem Falle befaßt sich die amerikanische Gesellschaft mit einem Kulturproblem von höchster Bedeutung. Geben wir es zu! Herr Walker, Bürgermeister von Newyork, hat bekanntlich vor einigen Monaten Deutschland einen Besuch abgestattet. Dabei ließ er als „Reisegeschenk des amerikanischen Onkels“, wie er witzig bemerkte, in den Zeitungen einen Aufsatz erscheinen. Darin wurde verblümt zum Ausdruck gebracht, das alte Europa sei wirklich altmodisch und müsse von Amerika lernen. Und er wollte hiermit das Geheimnis des Erfolges verraten. Wie man es nämlich anfangen müßte, um ein tüchtiger Verdiener zu werden. — Ich habe das Rezept leider verlegt.

Darf Deutschland nun demnächst mit dem Besuch des amerikanischen Kultusministers rechnen? Es steht fest, daß Deutschland kulturell längst nicht mehr auf der Höhe ist. Lassen wir uns also fürs erste garantiert echt amerikanische Tischmanieren beibringen!

Geflügelte Worte im Zeichen des Rundfunks.

Es geschehen Zeitzeichen und Wunder
Kommt Zeit, kommt Radio
Des Menschen Welle ist sein Himmelreich
Wer schwarz hören will, muß fühlen
Es gibt mehr Dinge zwischen Antenne und Erde,
als unsre Spulweisheit sich träumt
Keine Antenne ist (manchmal) auch eine Antenne
Es irrt der Mensch, solang' er dreht
Wo eine Welle ist, da ist sie meist schon weg
Empfang ist schwach, allein die Lust ist groß
Glücklich ist, wer vergißt, was nicht zu (üb)ertragen ist
Und abends an die Skala!
Erde gut, alles gut
Und damit basteln!

Kikeriki.



Bunte Chronik



* **Palmsonntag — der Schäppelitag in der Schweiz.** In der Schweiz heißt der Palmsonntag der Schäppelitag. Der Palmsonntag ist also ein Kränzchentag, weil an diesem Tage von der Jugend aus den ersten Frühlingsblumen, die in den Tälern blühen, viele Kränze gewunden werden. Das Blumenpflücken und Kränzewinden ist eine Festlichkeit, an der sich zunächst nur Jungen und Mädchen, und weiter noch die Ledigen beteiligen dürfen. Während die älteren Mädchen die Kränze winden, mit denen sich nachher die Jugend ausschmückt, stellen sich die älteren Jungen aus Weiden Pfeifen her. Dann geht es unter Singen, Pfeifen und Fahnenschwenken in geschlossenem Zuge zurück in den Ort. Dort wird der Zug schon von Eltern, Verwandten und anderen älteren Ortsbewohnern erwartet, die sich der Jugend anschließen. Erst jetzt wird der Schäppelitag zu einem allgemeinen Festtage.

•

* **Nicht aus der Ruhe zu bringen.** George Kloven, ein junger Newyorker Bauschlosser, war durch nichts aus seiner gewohnten Ruhe zu bringen. Ihm machte es gar nichts aus, fünfzig Meter hoch über dem Straßenpflaster auf einer Eisenstange irgend eines Neubaus zu sitzen, eine Zigarette zu rauchen und die Beine zu schaukeln. Kürzlich saß der hoffnungsvolle junge Mann auf dem einen Ende eines Eisenträgers, den er im siebenten Stock eines Neubaues am Stahlgerüst festgenietet hatte, und wollte sich wieder eine seiner geliebten Zigaretten anstecken. Plötzlich sprengte das Gewicht des zwanzig Zentner schweren Eisenteils die Nieten, und der Träger fiel mit dem Bauschlosser in die Tiefe. Kloven schien rettungslos verloren. Doch im letzten Augenblick, ehe der Träger das Straßenpflaster erreichte, sprang der Schlosser von seinem gefährlichen Sattelsitz herunter, erreichte in dem Bruchteil einer Sekunde nach dem schweren Eisenteil den Boden, überschlug sich und blieb wenige Schritte neben seinem Reitpferd, das sich tief in das Straßenpflaster eingewühlt hatte, liegen. Gleich darauf richtete sich aber der unerwüstliche Kloven wieder auf und bat den ersten zu Hilfe eilenden Kameraden in aller Ruhe um eine Zigarette. Mit einem Beinbruch wurde er ins Krankenhaus geschafft.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.